

## *Ich muss Nonne werden: Wie geht das?*

Der andere Morgen. Still sitze ich auf der Bank und betrachte wieder den Graureiher, der noch immer dasteht, als handelte es sich bei ihm um ein ausgestopftes Exemplar aus dem Naturkundemuseum. Doch dann, urplötzlich, regt er sich. Weit breitet er seine Flügel aus, schwingt sie ein paar Mal hin und her, hebt ab und fliegt segelnd davon. Ein majestätisches Bild. Überhaupt, so freue ich mich, was für ein lichter Morgen – klar und doch freundlich mild. An meinen Deal mit Gott, denke ich nicht mehr. Nichts mahnt mich zur Eile. In aller Ruhe packe ich den Rucksack, mache mich auf. Klettere über den Zaun zurück auf die Landstraße. Marschiere los, gedankenlos. Schritt um Schritt. Und siehe da, kaum drei Kilometer vom Zeltplatz entfernt, stehe ich doch wahrhaftig vor einer alten Klosteranlage. Das haut mich buchstäblich um. Verschlägt mir augenblicklich Verstand und Sprache. Ein heiliger Schrecken durchfährt mich. Schwindel erfasst mich. In den Ohren saust es. Kann nicht fassen, was ich da sehe. Grenzenlose Ehrfurcht vor der Mystik des Lebens ergreift von mir Besitz. Derart heftig, dass sich mir auch das kleinste Härchen im Nacken hoch aufstellt. So stehe ich vor der Anlage, gaffend, als sähe ich Gott persönlich ... Und so ist es ja am Ende auch. Es dauert einiges, bis ich mich wieder gefangen habe. Endlich aber schreite ich entschlossen auf den

großen Eingang zu. Ein Steinportal, das mit seinen mindestens zwei Metern Breite im Durchlass einladend offen steht. Links und rechts von diesem sind, auf Steinpfosten angebracht, jeweils ein quadratisch weißes Emailleschild. Auf dem Linken steht geschrieben: „Evangelische Kirchengemeinde Forst“. Auf dem Rechten: „Katholisches Pfarramt Forst“. Und meine Verwunderung ist groß, „*zwei Kirchen, Herr?*“ Von einer geteilten Kirche Christi, hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Kurz lausche ich demnach in mich hinein: „*Welche Seite soll ich wählen, Herr?*“ Am Ende entscheide ich mich für jene Seite linker Hand, da die bekannterweise immer von Herzen kommt.

Zwei weitere Schritte, schon stehe ich vor einer massiven Holztür. Klopf an, drücke zugleich die Klinke herunter und stehe unvermittelt vor einer Frau im schwarzen Ornat. Die ist höchstens um die Dreißig. Trägt ihr braunes Haar elegant kurz geschnitten, und von ihrem Hals abwärts führend, eine Art Medaillon an gliederschwerer langer Silberkette.

„Guten Tag!“, begrüßt sie mich verhalten, „Frau Becker ist im Haus unterwegs, aber vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

„Ja, vielleicht“, gebe ich freundlich zurück und bringe mein Anliegen geradewegs vor, „ich hatte in der Nacht eine Vision, ich muss Nonne werden – Wissen Sie wie das geht?“

Leise lacht die Frau auf, scheint amüsiert. Fängt sich augenblicklich aber wieder und bittet mich mit ihr zu kommen. Wir gehen in ein kleines Büro, setzen uns an einen runden Tisch. Hier stellt sich mir die Frau als die Pastorin der evangelischen Gemeinde vor. Bittet mich sodann, ihr meine Geschichte zu erzählen. Das tue ich. Vertraue ihr sogar mein Ohnmachtserlebnis von damals, als Dreizehnjährige im Krankenhaus, an. Denn für mich gab es ja keinen Zweifel mehr, dass allein Gott hier am Wirken ist. Von daher befinde ich mich in einem Zustand absoluter Glaubensgewissheit. Getreu dem Wort Gottes aus der Schrift, in Jesaja 55,11: „... so ist es mit jedem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.“, gebe ich mich vollends der Gegenwart hin. Gottes Wort an mich hieß „Nonne werden“. Und Nonne würde ich jetzt auch werden. Basta!

Die Pastorin indes scheint von all dem nichts zu verstehen. Im Gegenteil. Bei ihr nehme ich, derweil ich erzähle, die gleiche Leere, neben einer fast angstvoll-angewiderten Abwehrhaltung – meinem Erleben und somit allem göttlich-mystischen Wirken gegenüber –, wahr, wie bei dem Pastor Fiedler vor zwei Tagen. Mitleidigen Blickes wirft sie mir am Ende pragmatisch nur einen einzigen Satz entgegen: „Also nur, weil Sie als Kind beim

Lesen dieses Buches in Ohnmacht gefallen sind, heißt das doch noch lange nicht, dass Sie Nonne werden müssen.“

„Ups“, durchzuckt es mich da peinlich berührt, *„Thema weit verfehlt meine Liebe. Da erzähle ich dir von den großen Werken Gottes an mir, von dem Wunder Leben – und alles, was dir dazu einfällt, ist dieser eine Satz?“*

Die Enttäuschung sitzt tief. Am liebsten wäre ich jetzt aufgesprungen und weggelaufen von diesem Ort. Doch wohin? Resignierend frage ich stattdessen: „Und was soll ich nun Ihrer Meinung nach tun?“

Die Pastorin zuckt mit den Schultern. „In unserer Kirche gibt es den Berufsstand einer Nonne nicht. Und mit Ihrer Denkweise sind Sie auch eindeutig katholischen Glaubens ... Sie sollten rüber, zum Kollegen gehen ...“

Mechanisch nicke ich, nicht wissend, was ‚katholisch‘ meint. Indes zu fragen getraue ich mich nicht. Für mein Verständnis habe ich mich genug blamiert, will mich verabschieden. Doch da stoppt mich die Pastorin. „Bevor Sie gehen, sollten Sie sich ausruhen. Sie sehen sehr müde aus. Bleiben Sie einen Tag bei uns – morgen können Sie weiter sehen.“

Das Wort „uns“ in diesem Kontext verstand ich ebenso wenig, was mir in jenem Moment zumindest nicht wichtig war. Denn das kleine Wörtlein ‚uns‘

bedeutete Zuwendung und die brauchte ich jetzt dringend, so fühlte ich, wenn ich mein Ziel, Nonne zu werden, erreichen wollte. Überdies spürte ich meinen Körper gerade tatsächlich bleischwer und ein Sehnen in meinem Herzen, nach abgeschiedener Stille. Das wenigstens, hatte die Pastorin schon vor mir gesehen, dankend nahm ich deren Angebot an.

Kaum das Angebot angenommen, werde ich von der Pastorin durch die Anlage geführt. Wodurch sich mir schnell auch das ‚uns‘ klar definiert. Denn bei dem Anwesen handelt es sich nur dem äußeren Anschein nach um eine Klosteranlage. In seinem Hauptgebäude beherbergt es zuvorderst ein Pflegeheim. Wobei die vielen Nebengebäude unterschiedlich genutzt werden. Eines dient als Gesellschafts- oder Speisehaus, im Innern einer großräumigen Uni-Mensa gleich. Dazwischen Lagerhäuser verschiedenster Art. Ein anderes enthält eine bescheidene Kapelle. Und letztlich unweit dieser, ein wenig abseitsstehend, ein Gebäude, zu welchem mir die Pastorin erklärt: „Das ist das Wohnhaus der Schwestern.“

Irritiert blicke ich darauf: „Ach so, dann gibt es doch Nonnen bei Ihnen?“

„Nein. Das hier sind Diakonissen. Eine besondere Form von Krankenschwestern, wenn sie so wollen, die in Gemeinschaft lebt.“

Der Dienst der Diakonissen an diesem Ort, so

erfuhr ich, bestand darin, die Senioren zu pflegen „und das rund um die Uhr“. Das war der Grund, warum diese Schwesterngemeinschaft auf dem Gelände wohnte.

Schon ist es Mittagszeit. Die Pastorin lädt mich zum Essen in den Speisesaal ein. Doch zunächst eilt sie mit mir in die Kapelle. Hier lerne ich die Gemeinschaft kennen. Alle Schwestern gleich gekleidet. Hellgraues Kleid, weißer Kragen. Angefangen mit der Oberin, in deren Gästezimmer ich die kommende Nacht verbringen werde, so die Pastorin, werde ich nunmehr jeder Schwester einzeln vorgestellt. Und derweil mich eine nach der anderen herzlich begrüßt und sich namentlich vorstellt, schwant mir langsam, woher diese plötzliche Fürsorge der Pastorin und Einladung zum Bleiben rührt – „... klar, diese Schwestern nennen sich nicht Nonnen, leben aber in einem ähnlich gemeinschaftlichen Dienst! Und sie sind insgesamt fast in dem Alter derer, die sie pflegen. Eindeutig, es fehlt an Nachwuchs. Und zusammen mit meinem Anliegen konnte es ja wirklich sein, als ob ich mein Ziel schon erreicht hätte, nicht wahr.“

Doch schon während des Gebetes verwerfe ich diesen Gedanken gründlichst wieder. Denn da war und blieb immer noch die Sache mit dem fehlenden Anerkenntnis des Heiligen Geistes. Bzw. dessen Wirkkraft in eines jeden einzelnen Menschen Seele. Dieses Fehlen war für mich durchaus körperlich zu

empfinden, was es mir letztlich unmöglich machte, in jenen liebevollen Schwestern jene Nonne zu finden, die ich mich nun beauftragt fühlte, zu werden. Undenkbar für mich, deren Leben und mein tiefstes Sehnen – die vollkommene Einheit mit diesem unsichtbaren Geist –, in Einklang zu bringen. Und nicht zuletzt vermisste ich auch hier die Freude. Jene frohe Lebendigkeit, entspringend aus den unergründlichen Tiefen des Schöpfers allen Seins. Sprich, der Glaube, einzig an einen liebenden Vater. Nein, dieser Ort war nur eine Zwischenstation. Doch ließ ich mir das nicht anmerken, still verharrete ich, die Hände gefaltet, wartend auf den nächsten Schritt.

Nach dem Gebet und einem schlichten Mittagssmahl werde ich in ein kleines Zimmer im Schwesternhaus geführt. Nicht weit entfernt von den Räumen der Oberin. Ein gemütliches Zimmer, das neben dem üblichen Standard von Bett, Schrank, Tisch und zwei Stühlen, mit separatem Bad mit Dusche ausgestattet ist. Ein Luxus, den ich eben überaus zu schätzen weiß. Kaum ist die freundliche Oberin aus der Tür, bin ich schon unter der Brause. Falle gleich im Anschluss daran, wie tot in das Gästebett.

Den Nachmittag verschlafe ich. Allein ein verhaltenes Klopfen an der Tür weckt mich aus dem Schlaf. Ich beeile mich, zur Tür zu kommen, doch das Gehen fällt mir schwer. Meine Füße sind dick

angeschwollen und schmerzen bei jedem Schritt. Vor der Tür steht eine der ältesten Schwestern: „Oh, hab’ ich Sie gestört?“ Fragt sie erschrocken, bei meinem Anblick.

„Nein, nein, ich denke, ich habe lang genug geschlafen.“

„Also ich wollt’ Sie auf’s Zimmer einladen. Die bringen gleich ‚Den kleinen Lord‘ im Fernsehen, haben Sie Lust den zu sehen? Schwester Monika kommt auch ...“

Nein, habe ich nicht. Aber die Herzlichkeit dieser Schwester lässt mich dennoch keinen Augenblick zögern, sofort mit ihr zu gehen. Und kaum sind wir in deren Zimmer, da stößt die angekündigte Schwester dazu. Bevor der Film beginnt, berichten mir beide von ihrem Leben in dieser Kommunität und je mehr sie mir davon erzählen, desto mehr entfremdet es mich diesem Gemeinschaftsleben, ohne dass ich genau hätte beschreiben können, was es ist. Nur eines konnte ich mit Sicherheit bestimmen: Das hier war nicht das Leben, wonach ich suchte. Eindeutig. Denn ein Solches hatte ich verlassen. Indes, dieses hier schien mir trostloser. Daran änderten auch nichts die beständig geträllerten Liedchen aus dem Munde der über siebzigjährigen Schwester Monika. Für mich gab es kaum einen Unterschied zwischen deren Leben und jenes einer gewöhnlichen Krankenschwester. Lediglich Habit und Gemeinschaftsleben konnte ich ausmachen.



Mehr nicht. Wobei für mich eine Krankenschwester mit Familie, ebenso Gemeinschaft lebte. Nur eben kleiner. Ein solches Leben indes, genügte meinen Vorstellungen nicht.

Und derweil der Film anlief, bedankte ich mich bei den Schwestern für deren liebevolle Gastfreundschaft und Offenheit. Denn dadurch hatte ich Klarheit gewonnen. *„Nein“, so erkannte ich für mich, „hätte Gott von mir eure Lebensweise gewollt, dann hätte er euch Nonnen genannt. Aber das hat er nicht, im Gegenteil, eure Pastorin sagte ganz klar, dass es in der evangelischen Kirche keine Nonnen gibt ...“*

Am Tag darauf mache ich mich unverzüglich auf, „zu dem Kollegen rüber“, wie mir die Pastorin empfahl. Hoffnungsvoll klopfe ich an dessen Tür. Und wie mir geöffnet wird, stelle ich mich jenem Mann, der da vor mir steht, ebenso vor, wie am Vortag der Pastorin: „Guten Tag! Ich hatte eine Vision, ich muss Nonne werden – Wissen Sie wie das geht?“

Und dann? Freude über Freude. Diesmal ernte ich keinen amüsierten Blick auf meine Frage, sondern werde empfangen, als handelte es sich bei meinem Anliegen um die normalste Sache der Welt. Sofort fühle ich mich legitimiert in Gegenwart dieses Mannes, der sich mir als Pfarrer der katholischen Gemeinde vorstellt. Und bin mir gewiss, ‚zu Hause‘ angekommen, zu sein, sprich in dem, was die

Pastorin – lakonisch doch – explizit ‚katholisch‘ nannte. Unverhofft finde ich jene wache, geistliche Präsenz, nach der ich bislang so vergeblich Ausschau gehalten hatte. Ein Herz, das um die endlosen Tiefen, Weiten und Höhen im Wirken des Heiligen Geistes weiß. Und von daher Achtung entgegenbringt, dem Lebensweg eines jeden Menschen. Beziehungsweise Ehrfurcht empfindet vor jener allumfassenden Kraft, schlicht Gott genannt, die hinter allem Menschsein steht.

Freundlich bittet mich der Pfarrer Platz zu nehmen. Neigt mir aufmerksam sein Ohr zu, ohne jegliche Unterbrechung und schweigt dann erst eine Zeit mit mir gemeinsam, bevor er mir Antwort gibt. Eine Antwort, die mich erlösend für all das Erlittene in meinem bisherigen Leben entschädigt:

„Wissen Sie, Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen das ebenso im Geist und der Wahrheit tun, so hat Christus einst zu einer Samariterin – einer Heidin – am Brunnen gesagt. Sie finden diese Stelle bei Johannes 4, 24 ... Und noch eines hat er gesagt, bezeugt durch seinen Lieblingsjünger Johannes, das finden Sie in 3,8: ‚Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er will. So ist es auch mit jedem, der aus dem Geist geboren ist.‘ ... Wer bin ich also, dass ich Ihnen eine göttliche Führung absprechen könnte?!“

Welch ein Balsam für meine Seele. Tränen der

Freude rinnen mir über die Wangen, denn ich bekam hier Trost nicht nach Menschenwort, sondern durch das mir liebste Wort: die Heilige Schrift.

Und von diesem Moment an, gelang alles sehr schnell. Außer Frage, es gab eine Menge Orden in der katholischen Kirche, in denen ich Nonne werden konnte, so klärte mich der Pfarrer auf. Doch zunächst hatte ich die Tradition der Kirche kennenzulernen und abschließend getauft zu werden in ihr. Dazu aber müsste ich nach Berlin zurück. Am Ende gab mir der Priester eine Adresse und einen Namen in die Hand. Segnete mich mit einem großen Kreuzzeichen und entließ mich mit besten Segenswünschen für meine weitere Zukunft.“

(Ende des Auszuges aus der Autobiografie "Tod einer Kinderseele – Band III, Teil 1 – Katholisch de“)

All das ereignete sich Anfang Dezember 2001. In der Osternacht 2002 wurde ich getauft. Zwei Jahre später stand ich – ebenso unergründlichen Weges hingeführt, wie zuvor nach Potsdam auf den Campingplatz, bzw. in die katholische Kirche –, vor dem Karmelitinnenkloster "Maria, Mutter des Erlösers“ in Wemding. Spontan bat ich um Aufnahme und trat am 26. April 2004 in dieses

Kloster ein.

Von da an führte ich ausschließlich das Leben einer Nonne in einem der strengsten Formen kontemplativen Ordenslebens. Strikt getrennt vom Rest der Welt, hinter Gittern. Die einzigen Menschen, die ich alltäglich zu sehen bekam, waren die 12 Schwestern. Späterhin gar nur noch 10. Und nicht ein einziges Mal verließ ich das Kloster zwischendurch.

Nach einjährigem Postulat folgte die Einkleidung, das Noviziat – Habit, Chormantel, weißer Schleier. Große Feier. Indes die Sehnsucht in mir, ein Leben als Eremitin zu führen, verschwand nie. Bisweilen gelang es mir, sie zu unterdrücken. Doch bemächtigte sie sich meiner anschließend umso intensiver. Folglich versuchte ich, sie in den Klosteralltag zu integrieren. Was mir nicht glückte. Im Gegenteil, ich verlor meine einstige Lebensfreude am ewigen Vater, in jenem mir so hochheiligen, allzeit präsenten Namen, Jesus Christus. Anfangs, ohne es selbst zu bemerken, obgleich mich Träume immer wieder darauf hinwiesen. Der Beichtvater war es, der mich eines Tages hierauf hinwies. Dass ich meine Lebendigkeit im Kloster verloren habe, so offerierte er mir frei heraus, und doch von daher ernstlich überlegen solle, ob ich nicht besser aus dem Orden wieder austrete. Eben hatte ich ihm, wie so oft, nebenbei von meinem letzten Traum erzählt. In dem kam ich eines Morgens in den Chor und

fand statt der Schwestern, nur starr vor sich hinstierende Puppen in braunem Habit und schwarzem Schleier sitzen.

Und da der Beichtvater mir diese "Überlegung" am Beginn der Adventszeit 2007 als Bußaufgabe nach der Beichte auferlegte, war es mir unmöglich, dem etwa nicht nachzugehen. Obgleich ich es gern getan hätte. Denn diese Offenbarung traf mich unverhofft zutiefst schmerzlich. In der Folge dauerte die Entscheidungsfindung auch drei Wochen an. Bis ich eines Morgens, während der Hl. Messe, selbst erkannte, wie weit ich mich inzwischen „von meiner ersten Liebe“ (Vgl. Offb 2,4) entfernt hatte. Ergo trat ich am Fest der "Unschuldigen Kinder", dem 28. Dezember 2007, aus dem Kloster wieder aus. Nicht jedoch jubelnden Herzens. Denn was würde jetzt aus meiner Vision werden? So fragte ich mich. Nonne werden, lautete der Ruf. Oder hatte ich mich getäuscht? Nein, hatte ich nicht. Nur falsch verstanden hatte ich diese Berufung. Wie ich zwei Monate später erfuhr. Durch das Wort eines Priesters, niedergeschrieben auf einer Karte an mich, Klarheit darüber: „Ihre Berufung ist, wie Sie sagten: Nonne werden. Mit diesem eigentlichen Namen: "Großmutter" belegt das Volk diese Berufung und meint die Klausurierte Lebensform.“

In einer Ordensgemeinschaft war ich demnach grundverkehrt. Deshalb schwand im Kloster meine Lebendigkeit auch so immens schnell dahin. Und so

danke ich dem ewigen Vater auch heute noch für den begnadeten Beichtvater, der damals den Mut hatte auszusprechen, was er von Gott her aussprechen soll. In der Folge galt es für mich herauszufinden, wie ich diesem speziellen Ruf „einer klausurierten Lebensform“ gerecht werden konnte. Stellt es doch keine leichte Aufgabe dar. In einer Zeit, in der es kaum mehr möglich ist, sich ohne Vertrag auch nur auf dem kleinsten Flecken Land in Deutschland aufzuhalten, ohne dass gleich einer daherkommt und irgendeinen Anspruch für sich daraus erhebt. Die Zeiten, in denen sich ein Mensch unbehelligt in die Wälder zurückziehen konnte, um darin ein Einsiedlerleben zu fristen, sind schon Jahrzehnte vorbei. Indes eine Klausur zu beziehen, bereitgestellt von der Kirche, ist mit enormen Auflagen verbunden. So arg, dass diese am Ende jeglichen Grundvoraussetzungen zur Erfüllung des spezifischen Rufes „Nonne“, sprich „Eremit:in“ vollständig entgegenstehen.

Das ist der Grund, warum ein authentisch lebender Eremit – und hier im absoluten Gegensatz zu einem Einsiedler –, überall zu finden ist. Denn während ein Einsiedler den Menschen bewusst den Rücken zukehrt, lebt der Eremit inmitten ihrer. Der geografische Ort spielt für ihn keine Rolle, da sein gesamtes innerstes Wesen einzig allzeit auf den Willen Gottes ausgerichtet ist. Vor des ewigen

Vaters Angesicht steht der Eremit allezeit. Mit in und durch dessen Sohn, Jesus Christus. Und was er von hier her empfängt, das tut er – und zwar allein, weil er es tun muss. Da er ein Geliebter ist, der von dem Liebenden – seinem Schöpfer –, zutiefst ergriffen ist. So hält sich ein authentisch lebender Eremit auch stets nur dort auf, wo der Liebende ihn hinstellt. Wird demzufolge nicht an eine Klause gebunden, zu finden sein, da er allein an den Willen des Liebenden gebunden ist.

Kurzum: Der wesentlichste Unterschied zwischen einem Einsiedler und einem authentisch lebenden Eremiten besteht darin, dass dieser der Welt nicht entfliehen kann, noch will. Sondern durch den einzig Liebenden – welcher der ewige Vater in dem Sohn ist –, ein allzeit Menschenliebender-, und dienender ist und bleibt. Und das ist nur zu logisch; denn der „Menschensohn“ kam nicht in die Welt „um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ (Mt 20,28 u.a.). Und wie der Liebende, so auch die Geliebten – eben vorzeiten schlicht: Jünger, bzw. Eremit:in genannt.

Arm, keusch und gehorsam leben solcherart Eremiten in der Welt. Das ist unumgänglich. Denn würde einer unter ihnen auch nur dem geringsten Gegenstand, Ort oder Werk oder Mensch anhängen, statt allein Gott, so wäre seine Liebe – und somit sein Dienst –, dahin. Am Ende würde er sein ge-

santes Wesen sinnentleert, angsterfüllt und verbittert an seinem Orte finden.

Indes bestehen im Vergleich zu einem Einsiedler, und das unüberbrückbar zumindest in Deutschland, beträchtlicher noch gravierende Unterschiede in der Lebensweise zwischen einem Diözesaneremiten und einem Wandereremiten. Denn wo es einem Eremiten, gleich welchen Geschlechts, nach Amtstitel und Anerkennung seiner Mitmenschen verlangt, vermittelt kirchlicher Autorität, legt er in die Hände eines Bischofs ein Gelübde ab. Wonach er diesem Bischof – und dessen Nachfolgern –, alsdann unabweisbar zum Gehorsam verpflichtet ist. Im Gegenzug erhält der Diözesaneremite eine Klause zugewiesen, die er mietfrei bewohnen darf, zugleich aber auch die Auflage für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Sprich ein vertraglich gesichertes Bündnis einzugehen, mit einem Arbeitgeber oder, so einer freiberuflich tätig ist, mit Käufern und Händlern jeglicher Couleur. Was wiederum weitere Bünde nach sich zieht, wie jene mit Versicherungsgesellschaften, zum Zwecke vermeintlicher Absicherung gegen die Pläne Gottes für seinen Menschen, vermittelt Unfall-, Renten- und/oder Krankenversicherung. Und nicht zuletzt komplettiert wird diese Leibeigenschaft zwischen Bischof und Diözesaneremite abschließend noch dadurch, dass er sich zur strikten Einhaltung einer bereits definierten und kirchenrechtlich anerkannten Ordensregel seiner Wahl



verpflichtet.

Der Wandereremit indes kannte und kennt zu allen Zeiten nur eine einzige Regel, die er allzeit beachtet und lebt. Und die lautet:

”Herr, dein Wille geschehe!“

Von daher findet der Wandereremit sich nie in der Lage, je eine andere Bindung einzugehen, außer der Bindung an den Willen seines Schöpfers. In Gott allein erweist sich seine Freiheit. Und gleichwohl ihn diese Tatsache schon automatisch herausstellt aus jeglichen Formen gemeinschaftlichen Lebens, so lebt und wirkt er doch allzeit in und für jedwede Gemeinschaft gleich welchen Standes, Rasse, Religion. Denn in Einheit mit dem Höchsten wirkend – durch, mit und in Jesus Christus –, steht er homogen zu aller Welt und in ihr. Bedingungslos dienend, ohne Netz und doppelten Boden. Keinerlei Absicherung und doch sich zutiefst gesichert und geborgen findend. Nirgends auf Erden einen Flecken sein Eigen nennend und doch sämtlicher Orte teilhaftig seiend. So durchschreitet ein Wandereremit sein Dasein allzeit in der Gegenwart vor seinem Herrn und Gott stehend. In direkter Nachfolge seines Meisters, des ewigen Sohnes Jesus Christus. Dessen ‚Stock und Stab‘, gefertigt aus dem Willen des Vaters, ihn zu jeder Zeit untrüglich sicher führen. Somit bleibt ein Wandereremit

auf immer – gänzlich unfrei –, einzig dem Willen Gottes gegenüber verpflichtet. Kein bequemes Leben, das ist wahr. Und doch trägt sich für ihn das ‚Joch‘ seines Daseins um ein Vielfaches leichter im Vergleich zu allen anderen Lebensformen – denn es stützt sich zu keiner Zeit auf einen Menschen, sondern auf ‚Gott allein‘ ab.

Somit kenne ich als Wandereremitin auch nicht die Unterscheidung zwischen besser und schlechter, gut oder böse. Stattdessen die Ausrichtung von Herz und Verstand, einzig auf die Tatsache: Gottes Wille! Allein Gottes Werk. Gottes Kraft. Gottes Gnade. Entsprechend der Realität: „...verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen.“ (Kor 12,6).

Folglich ist mir nichts fremd. Kenne ich mich in allem gut aus. In der Fülle gleichermaßen wie in der Entbehrung. Im Hungern wie im Sattsein. Und in Krankheit, Not und Leiden ebenso explizit, wie in der wahren Freude oder jenen Frieden, „den die Welt nicht geben kann“ (Joh 14,27). Alles Geschehen besitzt gleiche Gültigkeit, insofern es allein auf Gott hin gedeutet wird. Unterscheidung und damit Trennung von dem Ganzen, das Gott ist, fabriziert einzig jener Verstand, welcher sich heftet an Menschenwort – ‚gebot‘ oder – ‚norm‘.

Für mich gilt indes; wo und wie der Herr mich hinstellt, bleibe ich geduldig stehen, bis es heißt:

Weiter ziehen!

Und von diesem Hintergrund aus, sind demnach auch die beiden Pilgerreisen zu verstehen. In sich gravierend voneinander verschieden, sowohl was die Intention, wie deren Auswirkung am Ende auf mich und all jene die mir dabei begegnet sind, anbelangt. Und doch in ihrer Ausrichtung auf Gott hin, wiederum von gleicher Gültigkeit. Denn da, wo die Kraft ist, ist auch Gottes Willen zugegen. So galt mein erstes Pilgern noch dem Erreichen eines mehr egoistisch eingefärbten Zieles; der Erzwingung kirchlicher Anerkennung als Diözesaneremitin, durch den Päpstlichen Stuhl. Das zweite Wallfahren indes, allein der Intention: Gott allein genügt! Hierbei wollte und sollte mir der ewige Vater, der die Liebe ist, in Jesus Christus, Weg und Ziel zugleich sein.